



DAMIT WIR «AUSSTRAHLEN» können, müssen wir als Gemeinde/Pfarrei sehen lernen: Mit dieser Zielvorstellung treffen in diesen Tagen (28. April bis 1. Mai) Vertreter von rund 250 Gemeinden und Basisgruppen aus dem ganzen deutschsprachigen Raum zum 5. *Gemeindeforum* in Basel zusammen. Diese Treffen, die 1977 in Eschborn bei Frankfurt ihren Anfang nahmen und seither alle zwei Jahre (Wien 79, Salzburg 81, Linz 83¹) durchgeführt wurden, dienen dem Erfahrungsaustausch und der gegenseitigen Ermutigung von solchen, denen die Entwicklung von der «versorgten» oder «betreuten» zur verantwortlichen und mündigen Gemeinde am Herzen liegt, und welche die «Anonymität» des Gottesdienstes ebenso wie das «sakralisierte Getto» des Kirchenraumes überwinden wollen. Hier der schlichte Bericht von einem kurzen Besuch in einer der Gemeinden, die in Basel vertreten sein werden.

Zum Beispiel Neuhadern

Der Bus hält genau vor dem Einkaufszentrum. Eine Stange mit vielen Wegweisern informiert über ein vielfältiges Angebot. Ringsum erheben sich Wohnblöcke, die alle zur gleichen Siedlung gehören. Drei Straßen führen um sie herum, im Innern hat es Fußwege, Spielplätze und künstliche Buckel zum Schlitteln und Rutschen: Bei der Planung wurde offensichtlich an Familien mit kleineren Kindern gedacht. Die Busstation heißt Neuhadern, und das ist auch der Name der Siedlung. Von den Blöcken und dem Einkaufszentrum hebt sich ein relativ niedriger Rundbau ab, auf dessen Dach ein nicht sehr auffälliges Kreuz mit kugeligen Enden sichtbar ist. Mehr in die Augen sticht ein großes, handgemachtes Transparent, das einen Bazar für Kindersachen anzeigt. Es lenkt den Blick auf Fenster und Türen einer nur ein- oder zweistöckigen Häuserflucht im Bungalowstil mit allerhand weiteren, kleineren Anschlägen, aus denen ersichtlich ist, daß verschiedene Gruppen und Initiativen hier ihren Treffpunkt haben: hier, das heißt in den Räumlichkeiten der Münchner katholischen *Pfarrgemeinde St. Ignatius*.

Daß ich auf diese Gemeinde gestoßen bin, liegt weder an ihrem Namen – Befragte vom Orden des Ignatius in München wußten so gut wie nichts von ihr – noch an ihrer Lage auf dem Stadtplan: gut katholischen Freunden im nächstgelegenen Vorort war sie unbekannt. Von St. Ignatius hörte ich erstmals auf dem letztjährigen Deutschen Katholikentag, näherhin bei der «Initiative Kirche von unten». Mehrere, die sie mittrugen, waren Gläubige dieser Gemeinde, ja engagierte Mitglieder des Pfarrgemeinderats. Nicht zuletzt dessen Präsident machte mich neugierig. Ich traf ihn in seiner Wohnung in einem der Blöcke. Er ist Arzt und neuerdings in der Röntgenabteilung eines Krankenhauses beschäftigt, was ihm, der keine Frau und Kinder hat, relativ viele freie Abende läßt.

Nach allem, was ich auf dem «Katholikentag von unten» gehört und gesehen hatte, war meine erste Frage, ob denn nun St. Ignatius *zugleich* eine Pfarrei und eine *Basisgemeinde* sei? Insgesamt könne man das «noch nicht» sagen, lautete die Antwort; der Ausdruck passe eher für einzelne Gruppierungen oder Kreise, wo man sich auch während der Woche treffe, die Schrift lese und versuche, daraus Konsequenzen fürs eigene Leben zu ziehen. Daß man sich gerade in diesen Gruppen zur «Kirche von unten» hingezogen fühlt, hat mit der gleichen Erwartung zu tun, die jetzt auch einige ans *Gemeindeforum* in Basel lockt: «*Ein Stück von Erfahrung des eigenen Glaubens weiter zu erzählen und von anderen zu hören, wie es ihnen dabei geht.*» Darin liegt für viele von uns das entscheidende Moment, daß wir gemerkt haben: *Allein können wir nicht mehr glauben*, drehen wir uns nur um uns selbst. Mir persönlich ist jedenfalls an solchen Treffen erst aufgegangen, was *Kirche* sein kann und wie/wo Kirche sich ein Stück weit verwirklicht, abseits offizieller Kirchenvorstellungen und Kirchenbilder.» Auch was der biblische Ausdruck «Reich Gottes» meine, fange man an zu begreifen. Da gehe es doch darum,

GEMEINDE

St. Ignatius, Basisgruppe und Gemeinde: Zum 5. deutschsprachigen *Gemeindeforum* – Eine Gemeinde unter andern: *St. Ignatius/Neuhadern (München)* – Engagiert in der «Initiative Kirche von unten» – Glaube bleibt auf Begegnung angewiesen – Inspiration durch fortlaufende Bibellektüre – Spannung zwischen Vertrautheit und «Öffnung» – «Wir dürfen nicht im eigenen Saft schmoren» – Kontakte innerhalb Neubauesiedlung mit großer Mobilität. *Ludwig Kaufmann*

SLAWENMISSION

Kyrril und Method – zwischen Mission und Politik: Feiern zum 1100. Todestag von Method – Das politische und kulturelle Kräftefeld im Europa des 9. Jahrhunderts – Byzanz legt Gewicht auf kulturell-religiöse Eigenständigkeit der Slawen – Ostfränkische Mission drängt auf Latinisierung und Germanisierung – Konstantin-Kyrril und Method werden als Lehrer nach Mähren gesandt – Entwicklung der slawischen Schrift und Bibelübersetzung – Im Widerstreit kirchenpolitischer Interessen – Roms Engagement für die slawische Sprache als Kirchensprache – Das Übergewicht der fränkischen Reichs- und Kirchenpolitik – Ende des Inkulturationsversuchs und Nachwirkungen bis heute. *Robert Hotz*

MARIA

«... daß die hochgelobte Jungfrau Maria aus der eigenen Erfahrung heraus redet»: *Martin Luthers Magnifikat-Auslegung* – Transparent für die Erfahrung der Gegenwart Gottes – Zusammenhang von Theologie und Erfahrung erschließt ökumenische Relevanz der Gestalt Marias – Fünf Themen des Magnifikats – Gerechtigkeit, Befreiung, Friede, Leiden und der neue Mensch. *Eva Nordentoft, Risskov (DK)*

JAPAN

Erziehung zu Frieden und Kreativität?: *Interview mit Klaus Luhmer in Tokio (II)* – Moralerziehung und Pluralität – Renaissance des Shintoismus in den letzten Jahren – Buddha, Kant und Pestalozzi – Exemplarischer Moralunterricht und Auseinandersetzung mit der jüngsten Geschichte Japans – Aus ökologischen Katastrophen Konsequenzen gezogen – Friedensliebe und Konfliktbewältigung – Der Unterschied zwischen technischer und künstlerischer Kreativität – Rezeption der *Montessori-Pädagogik* – Gegen eine als Anpassung verstandene Sozialisierung. *Interview: L. Kaufmann*

BUCHHINWEISE

Gemeinde – Basis – Basisgemeinden.

BUCHBESPRECHUNG

Tagebuch einer Depression: Zu einem Buch von *Ursula Goldmann-Posch* – Notizen aus der eigenen Krankheitsgeschichte und Auszüge aus der psychiatrischen Literatur – Verdrängung und Verschleierung – Ideale Heilung einer Depression – Realitätsbewußtsein und Realitätsverarbeitung. *Almuth Huth, München*

«wie Menschen sich aufs Evangelium einlassen, indem sie ihr persönliches Umfeld, die Beziehungen zu ihren Nachbarn gestalten: Daß ich es zum Beispiel weiß, wenn die Frau ein Haus weiter in der gleichen Straße meine Hilfe braucht, und daß wir uns aussprechen können in Situationen, in denen es einem von uns nicht gut geht.» Aber *wie* es zu dem nötigen Vertrauen für solchen Austausch komme, möchte ich wissen, und ich erhalte die simple Antwort, so eine Erfahrung beginne oft damit, daß man vom Gottesdienst gemeinsam nach Hause gehe. Dabei ist in diesem Fall weniger der Sonntagsgottesdienst, sondern ein besonderes Angebot von *Werktagsgottesdienst* gemeint, und zwar jeweils am Donnerstagabend und – besonders zugunsten von Frauen im Haushalt und mit Kindern – am Dienstagvormittag. Das Besondere daran ist die *fortlaufende Lesung* einer bestimmten Schrift – zurzeit des Markusevangeliums –, Abschnitt um Abschnitt mit anschließendem *Austausch*: «Jedesmal sind es um die 25 Menschen, die teilnehmen, und das Gespräch geht nachher weiter bis in die Wohnungen hinein.» Nach Begrüßung und Gebet nimmt man sich für Lesung und Austausch viel Zeit – 30 bis 40 Minuten –, und den Abschluß bildet die Eucharistie. Beim Austausch (dem meistens eine kurze Information über den theologischen bzw. historischen Hintergrund des Textes durch den Pfarrer vorausgeht) liegt der Hauptakzent auf dem Versuch, den Text – wenn auch nicht gewaltsam – auf die Situation der Gemeinde zu übertragen: «Da wurde z. B. zu Mk 3,1ff. gefragt: «Der Mann mit der verdorrten Hand, *wer* ist das in unserer Gemeinde? Stellen wir *den* in den Mittelpunkt?» – Da kamen ganz unterschiedliche Antworten. Das Spektrum reichte bis zur evangelischen Kindergärtnerin, die ob ihrer Konfessionsverschiedenheit vom Bischof entlassen worden war: Da sei nicht der Mensch in den Mittelpunkt gestellt worden, sagte einer, sondern das Gesetz. Und jemand anders erwähnte eine Aussiedlerfamilie, die hierher gekommen war und zuerst Hilfe erfahren hatte, dann aber doch allein gelassen wurde. Das sind also die Menschen mit der verdorrten Hand, und wenn man das so sieht, wird es schnell ganz konkret: «Wer kann sich darum kümmern, wer geht da mal hin?»»

Wie «durchlässig» ist der Kirchenbau?

Nicht zu vergessen, daß sich all dies in einem Gottesdienst abspielt, der potentiell für jedermann zugänglich ist. Der Raum ist allerdings klein, eine Kapelle bei der Kirche: «Wir sitzen im Kreis um den Pfarrer. Die Teilnehmerzahl stagniert zwischen 20 und 30.» Ob sich da auch einmal ein neues Gesicht zeigt, würde mich interessieren. «Da kann ich von mir selber reden», sagt der Pfarrgemeinderatspräsident, «ich bin erst nach Jahren dazugestoßen. Das erstmal, als ich ganz außen und nur als Zuhörer dabei saß, dachte ich: «Da gehst du nie wieder hin. Die reden so persönlich und doch so offen, daß ich mir das nicht zumuten könnte.» Aber ich war neugierig geworden und sah mir auch die Leute an: Es waren nicht die frommen Leute, wie man sie vielleicht anderswo in der Werktagmesse antrifft und gemeinhin als Betschwestern apostrophiert. Es geht quer durch die Altersgruppen – von ungefähr 25 bis 80 – und gemischt, Männer und Frauen, wenn auch, wie gesagt, am Dienstag die Frauen überwiegen.»

Für die Teilnehmer scheint somit hier das Herz der Gemeinde zu schlagen. In welcher Beziehung aber steht das zur Gesamtpfarrei, zu anderen Gruppen? Wie ich erfahre, gibt es deren verschiedene allein schon zur Vorbereitung der verschiedenen Arten von Pfarrgottesdiensten. Den Familiengottesdienst bereiten Eltern mit kleineren Kindern vor, den Jugendgottesdienst eine Gruppe von Jugendlichen, während Erwachsenengruppen thematische Gottesdienste vorbereiten: z. B. Pax Christi für den Friedenssonntag, je eine weitere Gruppe für das Thema «Umwelt» und «Dritte Welt» und schließlich Mitglie-

¹ Das letzte Gemeindeforum (in Linz) hatte «Konflikte und ihre Bewältigung in christlichen Gemeinden» zum Thema. Vgl. Orientierung 1983, S: 116ff.

der des Pfarrgemeinderats für das Thema «Gemeinde» am Tag der großen Pfarrversammlung. Soweit scheinen also die Gruppen alle auf das Sonntagsgeschehen in dem Rundbau, Pfarrkirche genannt, hingebunden zu sein. Die Frage aber stellt sich, wie durchlässig die Mauern und Fenster dieses Gebäudes für die Menschen der Siedlung sind und wie man darin allenfalls ein Wissen bekommt, daß noch jemand anders als die Frau aus dem nächsten Haus, die zum Gottesdienst kommt, der Hilfe bedarf.

Für die engagierten Leute ist das eine ganz wichtige Frage: «Die Gefahr, daß wir im eigenen Saft schmoren, im kirchlichen Karussell drehen und die Tür zumachen! Andererseits fragen wir uns aber auch: Wie sehen uns die andern, sehen sie uns überhaupt, nehmen sie wahr, was wir wollen, oder denken sie, daß auch hier Kirche ist, wie sie Kirche gewohnt sind oder wie sie von Kirche gehört haben?» Deshalb hat ein Arbeitskreis des Pfarrgemeinderates fortlaufende Veranstaltungen durchgeführt über den Umgang mit und den Kontakt zum Nächsten, wo dann auch einfache Spielregeln ausprobiert wurden: Wie komme ich ins Gespräch, wie lasse ich mich auf ein neues Gesicht ein, wie gehe ich auf jemanden zu? Man gibt sich aber keinen Illusionen hin: «Im Endeffekt ist es sehr schwierig, in die Siedlung hineinzukommen. Wir versuchen das, wenn wir auf der Bürgerversammlung – die Siedlung ist einem Stadtbezirk gleichgestellt – als *Gemeinde* etwas beantragen und so deutlich machen, daß die Gemeinde in diesem oder jenem Anliegen präsent ist.» Ein anderer Versuch, durchlässig zu werden, ist der Tag der offenen Tür: «Jeder kann kommen, wir zeigen ihm alles und stellen uns dem Gespräch und der Kritik. Wir wollen wissen, welches «Bild» wir «nach außen» vermitteln. Aber das Echo ist gering.» Auf der letzten Pfarrversammlung, so vernehme ich, hätten auf 130 Teilnehmer, die sich sonst aus den rund 650–750 Gottesdienstbesuchern rekrutierten, ihrer sieben *erstmal*s den Kontakt mit der Gemeinde gesucht: «Sie hatten etwas gesehen und wollten etwas mehr wissen.» Insgesamt gehörten 7500–8500 Katholiken zum Einzugsgebiet.

An den Beziehungen zur Siedlung ist auch der *Pfarrer* interessiert, der sein Haus in der Bungalowflucht hat. Er ist noch neu und hat sich für St. Ignatius gemeldet, weil hier – im Unterschied zum Stadtkern, wo er früher war – noch Gemeindebildung möglich sei. Er hat sich gefreut, eine lebendige Gemeinde mit vielen Gruppen anzutreffen, die sich für heutige Probleme interessieren. So hatte er von bereits traditionellen Aktionen für die Dritte Welt und von einer aktiven Pax-Christi-Gruppe gehört. Pax Christi ist die einzige «Organisation» in der Pfarrei, und da das Anliegen des Friedens nach Koalitionen ruft, hat sie in der Siedlung Veranstaltungen gemeinsam mit den «Frauen der SPD» durchgeführt. Diese sozialdemokratischen Frauen, die somit gemeinsam mit «Pax Christi St. Ignatius» die Aufrufe unterschreiben, werden übrigens als «flexibler» denn ihre männlichen Genossen eingestuft. Pax Christi hat auch auf der Bürgerversammlung den Vorschlag für eine Partnerschaft «München und Kiew» eingebracht, die zu Verständigung und Versöhnung zwischen Deutschen und Russen beitragen soll.

Gemeinde und Siedlung

Der Kirchenbau selber diente in früheren Jahren, als die Siedlung im ersten Aufbau war, auch geselligen Zwecken, und die Pfarrei stellte ihre Räume auch für politische Versammlungen – unter ausgeglichener Berücksichtigung der Parteien – zur Verfügung. Überhaupt, solange alles im Entstehen war, bestand ein sehr enges Verhältnis zwischen Siedlung und Pfarrei², und der erste Pfarrer war in die Planung einbezogen. Als dann die verschiedenen Institutionen wie Kulturzentrum, Bewohnertreff usw. ausgebaut waren, ging man in einer zweiten Phase mehr auf Distanz, bis man mittlerweile wieder erneut zu mehr Kooperation fand. So wirken mehrere Pfarreimitglieder in

² Die neue Pfarrei wurde genau den Siedlungsbauten entlang aus der alten Pfarrei (St. Canisius) ausgegrenzt.

einem Treff für Alleinerziehende mit, und die beiden Gemeinden, die evangelische und katholische, geben auch einen finanziellen Zuschuß, obwohl sie noch eigene, sozialpädagogisch intensivere Mutter-Kind-Gruppen unterhalten. Auch im Sozialdienst der Siedlung sind aktive Gemeindeglieder, die zum Beispiel noch für die pfarreigene Bücherei tätig sind, engagiert. Bleibt auch die direkte Zusammenarbeit mit den siedlungseigenen Institutionen beschränkt, so ist der ökumenische Kontakt zwischen der katholischen Kirche im Zentrum und den beiden evangelischen Kirchen am Rand der Siedlung rege: u. a. wirken des öfteren die verschiedenen Chöre zusammen. Als schwierig erweist sich die Kontaktaufnahme mit den Neuzugezogenen. In den ersten Jahren machte der Pfarrer selber die Besuche. Inzwischen ist das angesichts der großen Fluktuation – die Leute ziehen, sobald sie es sich leisten können, anderswohin – unmöglich geworden, und ein Versuch mit Laiengruppen blieb stecken. Problematisch ist aber auch, wie gesellschaftlicher Druck die Sakramentenpastoral beeinflusst. Während meines Besuchs kamen gerade Firmlinge von einem Vorbereitungsweekend zurück. Man hatte zwei Lager zu je 30 und 50 durchgeführt. Aber von den als Firmhelfern engagierten Elternpaaren waren einige niedergeschlagen. Die allermeisten Firmlinge hatten samt ihren Familien die Kirche nur bei der Erstkommunion gesehen. Bei einer Metaphermeditation (Gott ist wie ...) erklärten mehrere: «Ich glaube nicht an Gott. Gibt es für mich nicht.»

Gut angenommen werden die sozialen Angebote der Gemein-

de. Der katholische Kindergarten wurde mir von sonst distanzierten Leuten, die mich zufällig aus professionellem Interesse ansprachen, sehr gerühmt. Und der Bazar für Kindersachen, die Möglichkeit, Kleider, Spielsachen usw. abzugeben und für günstigen Preis Ersatz einzukaufen, provozierte eine lange Schlange von Leuten, die ihre verschiedenen Sachen, Skier usw., loswerden wollten.

*

Die Gespräche in Neuhadern haben noch viele Fragen offen gelassen. So kamen zum Beispiel Konflikte und ihre Bewältigung nur am Rande zur Sprache. Dabei wurde etwa im Fall der vom Bischof abgesetzten Kindergärtnerin ernsthaft eine Eigenfinanzierung erwogen, was zeigt, daß man in der Gemeinde auch zu Konsequenzen und Opfern bereit ist, wenn es darum geht, der eigenen Überzeugung und dem eigenen Stil – hier war die Ökumene tangiert – zu folgen. Als ein Grundproblem erscheint die Spannung zwischen Vertrautheit innerhalb der Gruppe und angestrebter Einbeziehung weiterer Kreise. Der Eindruck bleibt, daß die jeweilige «Öffnung» doch nur vom Engagement Einzelner lebt. Aber wer weiß, vielleicht wird der Austausch in Basel darüber mehr Einsicht vermitteln.³ *Ludwig Kaufmann*

³ Aus dem Münchner Stadtgebiet werden auch von den Gemeinden St. Ursula (Schwabing) und St. Stephan (Perlach) Vertreter am Gemeindeforum erwartet. Man erhofft sich von den Kontakten dort auch mehr Verbindung in der Region und die daraus wachsende Möglichkeit, daß eines der nächsten Gemeindeforen im Raum München stattfinden könnte. – Buchhinweise zum Thema «Basisgemeinde» vgl. S. 95/96.

ZWISCHEN POLITIK UND EVANGELISATION

Das Scheitern und die Nachwirkung der Slawenapostel Kyrillos und Methodios

Am 6. April jährte sich der 1100. Todestag des *hl. Methodius*, der zusammen mit seinem Bruder *Kyrill* als Apostel der Slawen in die Geschichte eingegangen ist. Damit wurde das Augenmerk wieder einmal auf die große missionarische und kulturelle Leistung der beiden thessalonischen Brüder gerichtet, die den slawischen Völkern nicht nur zum Christentum, sondern auch zu einem eigenen Alphabet verholfen hatten. In Rom und Konstantinopel, aber auch in der ČSSR und in Bulgarien, nahm und nimmt man den Todestag von Methodius zum Anlaß besonderer Feierlichkeiten. (Die lateinische Kirche begeht das Fest der beiden Heiligen am 14. Februar, die orthodoxen Kirchen hingegen feiern die Slawenapostel erst am 11. Mai.)

Während die Kirchen jedoch in ihren Feierlichkeiten den Akzent mehr auf die missionarische Leistung der beiden Apostel legen und die bahnbrechende Wirkung ihres Eintretens für die Verwendung der Muttersprache in der Liturgie hervorheben, betonen die kommunistischen Behörden vor allem die kulturelle Bedeutung der beiden Apostel durch die Entwicklung eines slawischen Alphabets. In Bulgarien wird ohnehin alljährlich am 24. Mai ein Fest der Kultur zu Ehren von Kyrill und Methodius gefeiert.

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, daß sich ausgerechnet in der ČSSR Kirche und Staat über die Feier des Methodius-Jubiläums in die Haare geraten sind. Das kommunistische Regime fürchtete, die Kirche könnte durch die Festlichkeiten an Popularität gewinnen, und erließ geheime Instruktionen an ihren Apparat, wie dies zu unterbinden sei. Kardinalprimas František Tomášek verwahrte sich gegen diese Kampagne. Einmal mehr stehen sich in Prag die Interessen der Kirche und einer von außen beeinflussten Staatsmacht gegenüber. Und es ist, als sollte sich anlässlich des Methodius-Jubiläums der alte Kampf unter neuen Vorzeichen wiederholen.

Der Papst hob am 7. März in einer Predigt das Bemühen des heiligen Brüderpaares hervor, die Slawenvölker zu einem «Band der Einheit» zwischen Ost und West zu machen. Sie sind in diesem Bemühen allerdings gescheitert. Und es macht auch nicht den Anschein, daß neueren Versuchen in dieser Richtung mehr Erfolg beschieden sein wird. Daran dürfte auch die Erhebung von Kyrill und Methodius zu «Patronen Europas» wenig ändern. *(Red.)*

Im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bot die nationale und politische Gliederung Europas noch ein ganz anderes Bild als heute. Die Völkerwanderung hatte das römische Welt-

reich in seinen Grundfesten erschüttert. Erst mit dem achten Jahrhundert begannen sich die neuen Machtstrukturen abzuzeichnen. Im Westen entstand das christliche Imperium der Franken, im Osten verwaltete Byzanz das römische Erbe, während die slawischen Völker, die sich seit dem sechsten Jahrhundert wie ein Keil zwischen die beiden Reiche geschoben hatten, indem sie den ganzen Balkanraum bis nach Griechenland überfluteten, vor allem mit Großmähren und Bulgarien politisch in Erscheinung traten.

Da die militärischen Mittel zur Bezwingung der Slawen nicht ausreichten, suchten sowohl Franken wie Byzantiner die gefährlichen Nachbarn mit diplomatischen Mitteln zu besänftigen. Sie bedienten sich dabei besonders der christlichen Mission, um die Slawen zu befrieden und sie dem eigenen politisch-kulturellen Einflußbereich einzugliedern.

Mission als politische Kolonisation

Als jedoch lateinische Missionare aus dem Frankenreich im slawischen Missionsgebiet auf griechische Glaubensboten aus Byzanz stießen, da führten deren Rivalitäten bald einmal zu neuen Konflikten. Denn die Missionare aus dem Osten unterstanden dem Patriarchat von Konstantinopel und missionierten in den griechischen Ausdrucksformen ihres Glaubens, während die Missionare aus dem Westen Rom zugehörten und somit den lateinischen Kulturkreis vertraten. Und beinahe unvermeidlich gerieten in der Folgezeit Rom und Konstantinopel wegen der geistlichen Hoheitsrechte (der Jurisdiktion) über die neumissionierten Gebiete in Streit. Diese Auseinandersetzung wurde politisch durch den Gegensatz zwischen dem Frankenreich und dem byzantinischen Imperium überlagert, welche ihre Einflußsphären durch Missionierung auszudehnen trachteten.

In den slawischen Missionsgebieten fand die religiös-politische Auseinandersetzung zwischen Ost und West im Gerangel um den Vorrang der entsprechenden Missionsform, griechisch oder lateinisch, ihren charakteristischen Ausdruck. Die griechischen Missionare aus dem multinationalen Byzanz begnügten

sich in der Regel damit, ihre überlieferten religiösen Formen in die bestehenden Kulturen zu integrieren, während die lateinischen Missionare aus dem germanischen Raum keinerlei Inkulturation anstrebten, sondern liturgisch auf eine Latinisierung und kulturell auf eine Germanisierung hinwirkten. Dahinter verbargen sich auch unterschiedliche politische Zielsetzungen. Im Unterschied zu den Byzantinern wollten jedoch die Ostfranken die politische Einheit durch eine kulturelle Gleichschaltung absichern. Sie betrieben deshalb über ihre deutschen Missionare einen Kulturkolonialismus. Eine kulturelle Eigenständigkeit der Slawenvölker, die zudem noch religiös untermauert wurde, wie dies bei den Byzantinern geschah, widersprach den Absichten der Ostfranken völlig, und deren Kirchenfürsten machten sich diese Prinzipien ganz zu eigen. Dies gilt es vor Augen zu haben, wenn wir im folgenden vom Schicksal der Slawenapostel Kyrill und Method sprechen.

Die Missionierung der Slawen

Schon im 7. Jahrhundert hatte von *Aquileia* aus die Christianisierung der Kroaten ihren Anfang genommen. Im 8. Jahrhundert begann *Salzburg* die Missionierung der Slowenen. Und *Passau* entwickelte sich im 9. Jahrhundert zum Missionszentrum für die Tschechen, während Byzanz die Serben und Bulgaren in seinen Bannkreis zu ziehen vermochte.

Im Jahre 845 hatten 14 tschechische Adlige in Regensburg die Taufe empfangen, und 846 nahmen Morawer und Slowaken das Christentum lateinischer Prägung an, was zugleich den bayrischen Einfluß in dieser Region stärkte. Dies mißfiel dem mährischen Fürsten *Rastislav*, der Ende 862 in Byzanz militärischen Rückhalt gegen Bayern suchte und außerdem um Entsendung von Missionaren bat, die – im Gegensatz zur deutschen Geistlichkeit – die slawische Landessprache beherrschen sollten.

In der wohl kurz nach 885 entstandenen *Methodios-Vita* der *Pannonischen Legenden* wurde dieses Ereignis unter spiritueller Verschleierung der politischen Hintergründe folgendermaßen umschrieben:¹

In jenen Tagen ereignete es sich nun, daß der slawische Fürst Rostislav zusammen mit Svatopluk (Gesandte) aus Mähren an den Kaiser Michael (III.) schickte, und sie ließen also sagen: «Durch die Gnade Gottes sind wir gerettet, und es sind viele christliche Lehrer aus Welschland, Griechenland und von den Deutschen zu uns gekommen, die uns verschieden gelehrt haben. Aber wir Slawen sind ein einfaches Volk, und wir haben niemanden, der uns in der Wahrheit unterweisen und uns den Sinn (der Schrift) erklären könnte. Demnach, Gebieter, schicke uns einen solchen Mann, der uns die ganze Wahrheit aufrichtet.» (VM 5; S. 114)

Der byzantinische Kaiser *Michael III.* und sein Patriarch *Photius*, deren Beziehungen zu Rom ohnehin gespannt waren, entsprachen *Rastislavs* Ansuchen umgehend. Sie entsandten zwei Brüder, *Michael* und *Konstantin*, welche als Söhne eines byzantinischen Gouverneurs im damals griechisch-slawischen Milieu von Thessalonike aufgewachsen waren und deshalb das Slawische perfekt beherrschten. Sie hatten sich zudem bereits mehrfach in diplomatischen Missionen ausgezeichnet. *Michael*, der – Mönch und Diakon geworden – den Namen *Methodios* führte (820–85), und sein jüngerer Bruder *Konstantin*, der «Philosoph», der bereits Priester war und erst am Ende seines

Lebens in den Mönchsstand trat und den Namen *Kyrillos* annahm (826–69), bildeten ein hochbegabtes Paar.

Von besonderer Bedeutung war, daß *Konstantin* anlässlich einer diplomatischen Mission zu den Chasaren, einem Turkvolk, das an der unteren Wolga siedelte und mit dem Judentum auch die hebräische Schrift übernommen hatte, in Cherson nicht nur die angeblichen Reliquien von Papst *Clemens I.*, einem Märtyrer aus dem ersten christlichen Jahrhundert, entdeckt hatte, sondern auch auf eine rudimentäre Evangelien- und Psalmenübersetzung in einem ostslawischen Dialekt gestoßen war. Die *Konstantins-Vita* der *Pannonischen Legenden*, die möglicherweise bereits von seinem Bruder *Methodios* verfaßt worden ist, betont nämlich ausdrücklich:

Er fand dort auch ein Evangelium und einen Psalter, die mit russischen Buchstaben geschrieben waren, und als er jemanden gefunden hatte, der diese Sprache sprach, und als der mit ihm geredet hatte, empfing er die Kraft der Sprache, verglich nach seiner eigenen die verschiedenen Buchstaben, Vokale und Konsonanten, betete zu Gott und begann schnell zu lesen und zu sprechen, und viele wunderten sich über ihn und lobten Gott. (VC 8; S. 71)

Dieser Fund mochte *Konstantin* die Anregung vermittelt haben, eine eigenständige slawische Schrift zu entwickeln, die es ihm erlaubte, die Bibel und die liturgischen Bücher in die Sprache der Slawen zu übersetzen.²

Zur Vorbereitung ihrer Mission begannen *Konstantin* und *Method* damit, die in der sonntäglichen Liturgie verwendeten Texte zu übersetzen.³ Diese Übersetzung nahmen die Brüder mit, als sie sich 863 auf den Weg nach Mähren machten. Sie hatten nämlich die Erlaubnis erhalten, dort die Liturgie in slawischer Sprache einzuführen, was nicht weiter erstaunt, wenn man beachtet, daß *Konstantin* nicht nur ein Schüler, sondern auch ein Freund des Patriarchen *Photius* war.

Im Widerstreit kirchenpolitischer Interessen

863 trafen *Konstantin* und *Method* in Mährens Hauptstadt *Velehrad* ein und nahmen daselbst ihre Tätigkeit auf. Ihr Erfolg war so groß, daß sich alsbald Mißgunst und Widerstand bei den bayrischen Geistlichen des Landes zu regen begannen. Zudem hatte ihr Gönner *Rastislav*, der einem vereinten bayrisch-bulgarischen Angriff nicht gewachsen war, im August 864 dem ostfränkischen König *Ludwig* dem Deutschen den Lehenseid leisten müssen, was die Position des fränkischen Klerus stärkte und die Anfeindungen noch vermehrte.

² Bisher galt weithin die Annahme, beim ursprünglich von *Kyrill* erfundenen Alphabet habe es sich um die sogenannte *glagolitischen* Schriftzeichen gehandelt, während das *kyrillische* Alphabet wohl erst das Werk von *Kyrills* Schülern gewesen sei. Doch es bestehen durchaus gewichtige Argumente gegen diese Annahme. In ihrem Grundaufbau stützen sich die beiden Alphabete auf die griechische Schrift, das kyrillische auf die griechischen Großbuchstaben, das glagolitische auf die griechischen Kleinbuchstaben in Kursivschrift, was den verschnörkelten Charakter dieses Alphabets erklären kann. Nun gab es jedoch in der slawischen Sprache Laute, für die sich in der griechischen Schrift keine entsprechenden Buchstaben fanden. *Kyrill*, der bei den Chasaren das Hebräische kennengelernt hatte, setzte in seinem Alphabet für bestimmte slawische Zischlaute die entsprechenden hebräischen Buchstaben ein. Für die noch fehlenden Laute konstruierte er griechische Buchstabenverbindungen oder hebräisch-griechische Mischformen. Die hebräischen Buchstabenformen sind beiden slawischen Alphabeten gemeinsam, während bei den Mischformen der glagolitischen Schrift auch noch ein Einfluß des lateinischen Alphabets durchscheint. Gerade diese Tatsache legt ein Entstehen der Glagoliza im mährischen Raum nahe. Möglicherweise wurde diese Schrift aber erst nach der Vertreibung aus Mähren entwickelt, als man aus kirchenpolitischen Gründen eine Ähnlichkeit mit dem griechischen Alphabet zu verwischen trachtete.

³ Vgl. den Artikel «Bibelübersetzungen»: Theologische Realenzyklopädie, Band 6, S. 213–216 und 261f. Bruce M. Metzger, *The Early Versions of the New Testament. Their Origin, Transmission, and Limitations*. Clarendon Press, Oxford 1977, S. 394–442: *The Old Church Slavonic Version* (in Zusammenarbeit mit *Horace G. Lunt*).

¹ Die Zitate aus der *Konstantins-Vita* (VC) und der *Methodios-Vita* (VM) der *Pannonischen Legenden* stammen aus: Josef Bujnoch, Hrsg., *Zwischen Rom und Byzanz* (Slawische Geschichtsschreiber, Band 1). Graz-Wien-Köln, Zweite, verbesserte Auflage 1972 (zitiert nach Kapitel und Seitenzahl). Vgl. auch: Antonin Salajka, *Die Quellen zum Leben und zur Geschichte von Konstantin-Kyrill und Method*: Ders., Hrsg., *Konstantin-Kyrill aus Thessalonike* (Das östliche Christentum, NF Heft 22). Würzburg 1969, 1–60; Francis Dvornik, *Byzantine Missions among the Slavs*. SS. Constantine-Cyril and Methodius. Rutgers University Press, New Brunswick 1970.

Die *Konstantins-Vita* interpretierte die Angriffe des fränkischen Klerus als ein Werk des Teufels, dem die Ausbreitung des Glaubens ein Dorn im Auge war:

Also breitete sich die göttliche Lehre aus, doch der böse Neider seit Anbeginn, der Teufel, duldet dieses Gute nicht, sondern nachdem er in seine Gefäße eingegangen war, begann er viele aufzuwiegeln und sprach zu ihnen: «Dadurch wird Gott doch nicht verherrlicht! Wenn Ihm dies wohlgefällig wäre, hätte Er da nicht bewirken können, daß jene, die mit Hilfe der Schrift ihre Reden aufschreiben, von Anfang an Gott priesen? Er hat aber nur drei Sprachen ausgewählt, in denen man Gott die Ehre erweisen darf, Hebräisch, Griechisch und Lateinisch.» – Die so redeten, waren lateinische und fränkische Archipresbyter mit ihren Priestern und Schülern. (VC 15; S. 95f.)

Offensichtlich galt damals die Vorstellung, es könne nur drei liturgische Sprachen geben. Konstantin bekämpfte diese Ansicht, indem er die Anhänger der Dreisprachentheorie als «Pilatianer» apostrophierte, weil Pontius Pilatus die Inschrift am Kreuze Jesu in den drei genannten Sprachen hatte anbringen lassen. Wie man sieht, verschärfte sich die Auseinandersetzung um die neue Missionsmethode der beiden Slawenapostel zusehends. Und es scheint, daß ihre Stellung in Mähren bald einmal unhaltbar wurde. Aus diesem Grunde siedelten sie 866 zum befreundeten slowenischen Fürsten *Kocel* über. Und da sie in einem Gebiet wirkten, das kirchenrechtlich dem römischen Papst unterstand, reisten sie 867 mit einigen Schülern nach Rom, um dort Unterstützung für ihre Mission zu erbitten.

Der eben erst gewählte Papst Hadrian II. (867–72) empfing die beiden Slawenapostel höchst ehrenvoll. Der kluge Diplomat Konstantin hatte es nämlich nicht versäumt, dem Papst die Clemensreliquien zu überreichen. Allerdings zog sich der Aufenthalt in Rom beinahe zwei Jahre hin. Und gegen dessen Ende starb leider Konstantin, der sich zuvor als Mönch mit dem Namen *Kyryll* in ein Kloster zurückgezogen hatte, 869 in der Ewigen Stadt.

Immerhin war es den Brüdern gelungen, einige einflußreiche Persönlichkeiten der römischen Kurie für ihre Vorstellung einer Mission in der Landessprache zu gewinnen. Und da sich die Beziehungen zu Byzanz immer mehr verschlechterten und auf ein Schisma zuliefen, mochte auch die Hoffnung mitgespielt haben, man könnte über eine erfolgreiche Slawenmission das eigene Jurisdiktionsgebiet ausweiten. Jedenfalls erhielt *Methodios*, der mit einigen seiner Schüler (unter ihnen *Gorazd*, *Kliment* und *Naum*) zum Priester geweiht worden war, durch das päpstliche Schreiben «*Gloria in excelsis Deo*» die Erlaubnis, die heiligen Riten in slawischer Sprache zu feiern und die Hl. Schrift ins Slawische zu übertragen. Die Art des Ritus wurde übrigens im erwähnten Schreiben nicht näher bestimmt.

Solcherart ausgerüstet, kehrte *Method* mit seinen Schülern 669 in sein Missionsgebiet zurück. Auf Betreiben des Slowenenfürsten *Kocel* mußte er sich allerdings nochmals nach Rom begeben, wo er die Bischofsweihe empfing und zum Erzbischof von Pannonien und Mähren mit Sitz in *Sirmium* (*Sremska Mitrovica* bei *Belgrad*) sowie zum apostolischen Legaten ernannt wurde.

Die neuen Würden brachten *Method* jedoch mehr Ungemach als Freude. Denn er war kaum in Mähren angelangt, da fiel sein alter Gönner *Rastislav* 870 einem von den Ostfranken inszenierten Verrat seines Neffen *Svatopluk* zum Opfer. Erzbischof *Methodios* wurde gezwungen, sich im November 870 auf einer Synode in *Regensburg* in Gegenwart des ostfränkischen Königs *Ludwig des Deutschen* (843–876) vor den Bischöfen *Adalwin* von *Salzburg*, *Ermenrich* von *Passau* und *Anno* von *Freising* zu verantworten, welche die Slawenmission als ihre Domäne betrachteten und *Method* nach der Legende vorwarfen: «Du lehrst auf unserem Gebiet.»

Er aber antwortete: «Wenn ich wüßte, daß es euch gehört, würde ich weichen; aber es gehört dem hl. *Petrus*. Wahrlich, wenn

solidarisch leben

Eine neue Zeitschrift aus Österreich

für politisch engagiertes Christentum
für basiskirchliche Modelle
für Verbindung von Theologie/Praxis

Thema der ersten Nummer:

glaube + befreiung

Beiträge von P. Eicher, J.B. Metz, R. Aragon u. a.

Jahresabonnement (drei Nummern): sFr. 22.–, für Studenten, Schüler, Arbeitslose: sFr. 19.50
(Umfang einer Nummer: 60–80 Seiten)

Information, Bestellung: «solidarisch leben»,
Wiener-Philharmoniker-Gasse, A-5020 Salzburg

ihr aus Eifersucht und Habgier die alten Grenzen entgegen den kanonischen Bestimmungen überschreitet und dabei der Ausbreitung der göttlichen Lehre wehret, nehmt euch in acht, daß ihr nicht, falls ihr den eisernen Berg mit dem knöchernen Scheitel durchstoßen wollet, euer Gehirn verspritzt.» (VM 9; S. 118f.)

Die Antwort dürfte literarisch ausgestaltet sein. Immerhin waren die Bischöfe über *Method* so erbost, daß sie ihn mißhandelten und ihn unter Mißachtung seiner päpstlichen Vollmachten für zweieinhalb Jahre im schwäbischen Kloster *Ellwangen* gefangensetzten. Die drei Bischöfe scheuten auch nicht vor Fälschungen zurück, um ihre angeblichen Rechte gegenüber *Method* unter Beweis zu stellen.

Erst Papst *Johannes VIII.* (872–82) vermochte schließlich mit Hilfe des Fürsten *Kocel* die Freilassung von *Method* zu erwirken, der 873 seine Tätigkeit in Mähren wiederaufnahm. Dort erwuchs ihm jedoch neue Opposition. Am Hofe des Fürsten *Svatopluk*, der ihm ohnehin nicht gewogen war, spannen zwei lateinische Geistliche, der Bayer *Vihing* und *Johannes von Venedig*, als Vertreter der progermanischen Partei ihre Intrigen und verleumdete ihn in Rom. Der falsch informierte Papst verbot deshalb 879 *Method* den Gebrauch der slawischen Liturgie.

Einmal mehr reiste deshalb der als Ketzer verleumdete *Method* nach Rom, um daselbst sein Recht zu suchen. Zwar erreichte er es, daß ihn Papst *Johannes VIII.* im Schreiben «*Industriae tuae*» vom Juni 880, das an *Svatopluk* gerichtet war, feierlich rehabilitierte und ihn wieder in alle seine Rechte einsetzte. Den Inhalt dieses Briefes faßte die *Methodios-Vita* mit den Worten zusammen:

«Unser Bruder Methodios ist heilig und rechtgläubig, er verrichtet ein apostolisches Werk, und in seinen Händen sind von Gott und dem apostolischen Stuhl alle slavischen Länder, so daß, wer von ihm gebannt wird, ausgestoßen, und der, den er weiht, geweiht ist.» (VM 12; S. 122)

Method's Rehabilitierung durch *Johannes VIII.* blieb jedoch nur ein Scheinsieg, da der Papst aus kirchenpolitischen Rücksichten gleichzeitig *Method*'s schlimmsten Gegner, den Bayern *Vihing*, zu dessen Weihbischof ernannte.

Als ob man ihn von seinem Missionsfeld fernhalten wollte, wurde *Method* zudem 882 in päpstlicher Mission nach *Konstantinopel* entsandt, wo er von Kaiser und Patriarch mit großen Ehren empfangen wurde und ein Institut zum Studium der slawischen Liturgie gründete. Nach Mähren zurückgekehrt, übersetzte er in den drei Jahren bis zu seinem Tod zusammen mit zwei Sekretären beinahe alle Bücher der Hl. Schrift ins Slawische, ebenso den *Nomokanon*, das östliche kirchlich-staatliche Rechtsbuch. Am 6. April 885 starb er in seiner mährischen Residenz, nicht ohne zuvor seinen besten Schüler *Gorazd* zum Nachfolger bestimmt zu haben. Die *Methodios-Vita* endet mit dem Bericht über das Begräbnis:

Nachdem ihn seine Schüler aufgebahrt hatten, erwiesen sie ihm würdige Ehre. Sie verrichteten das kirchliche *Officium lateinisch, griechisch und slavisch* und setzten ihn dann in der Kathedrale bei. Er aber ward aufgenommen zu seinen Vätern und den Patriarchen, zu den Propheten und den Aposteln, den Kirchenlehrern und Märtyrern. Die Leute aber, zahlloses Volk, das sich versammelt hatte, gaben ihm mit Kerzen das Geleit und beweinten den guten Lehrer und Hirten, Männer wie Frauen, klein und groß, Reiche und Arme, Freie und Knechte, Witwen und Waisen, Fremde und Einheimische, Kranke und Gesunde – alle geleiteten sie ihn, der allen alles geworden war, um alle zu gewinnen. (VM 17; S. 125)

Das Ende des Inkulturationsversuchs

Doch Method hatte seine Rechnung ohne Vihing gemacht. Dieser eilte nach Rom und legte dem neuen Papst Stefan V. das Schreiben seines Vorgängers aus dem Jahre 879 vor, in welchem der fehlgeleitete Papst Johannes VIII. einst Method die Feier der slawischen Liturgie untersagt hatte. Die Rücknahme dieses Schreibens erwähnte der schlaue Intrigant natürlich nicht. Unterstützt von progermanischen Kräften gelang Vihings Spiel. Statt Gorazd erhielt Vihing die Ernennung zum mährischen Erzbischof. Außerdem wurde die Lehre von Methodios verurteilt und die slawische Liturgie «unter Strafe der Exkommunikation» verboten.

Vihing und seinen ostfränkischen Komparsen war dies noch nicht genug. Methods bedeutendste Schüler, Gorazd, Kliment, Naum, Angelar und Lavrentij, wurden nach Bulgarien vertrieben, und der Rest, rund 200 Priester, Kleriker und Laien, als Sklaven an jüdische Händler verkauft, welche sie nach Venedig brachten, wo sie der byzantinische Kaiser freikaufte und im südslawischen Raum einsetzte. Sowohl dort als auch in Bulgarien, das 865 das Christentum angenommen und sich nach einigem Schwanken 870 schließlich definitiv der Ostkirche zugewandt hatte, lebte die Missionsidee von Kyrill und Method in deren Schülern segensreich weiter. Und ihnen ist letztlich auch die nachfolgende Glaubensverbreitung im gesamten ostslawischen Raum zu verdanken.

Für Rom war damit die Chance vertan, mit der Missionierung in der Landessprache weitere Erfahrungen zu sammeln. Zwar blieb im nordkroatischen Raum in einem engbegrenzten Gebiet die glagolitische Messe als Bestandteil der römisch-katholischen Liturgie weiterhin in Gebrauch und erinnerte als klägliches Rest an die Möglichkeiten religiöser Inkulturation. Mit ihrer Missionierung hatten Kyrill und Method in einer Zeit, da der Riß zwischen Orient und Okzident schon sichtbare Formen angenommen hatte, einen Brückenschlag versucht, wobei ihnen die Ausbreitung des Christentums wichtiger schien als die eigenen kulturellen, kirchlichen, nationalen und politischen Bindungen.

Robert Hotz

«Und alle Geschlechter werden mich selig preisen»

Zum Aufsatz «Gott, Mutter von uns allen» von Dorothee Sölle sind uns verschiedene Reaktionen, teils zustimmend, teils kritisch-ablehnend, zugegangen. Aus ihnen haben wir folgenden Beitrag ausgewählt, der auf einen auch von anderen mehrfach betonten Aspekt eingeht: Maria und das Weibliche in der Kirche. Er wurde verfaßt von Dr. phil. *Eva Nordentoft*, die als Katholikin Vorsitzende des Ökumenischen Zentrums von Aarhus (Dänemark) ist. Er erschien auf dänisch in der Festschrift «Spiritualität» zum 50. Geburtstag von Dr. theol. *Anna Marie Aagaard* (Aarhus 1985). Die Lutheranerin Dr. Aagaard hat sich 1960 an der Universität Aarhus habilitiert und hat einen Lehrstuhl für Dogmatik inne. Auf Frühjahr 1986 wurde sie zum «Paul Watson Professorship in Ecumenics» an der Catholic University of America in Washington DC berufen.

Red.

«Es ist zu beachten, daß die hochgelobte Jungfrau Maria aus der eigenen Erfahrung heraus redet, in welcher sie durch den Heiligen Geist erleuchtet und gelehrt worden ist ... die liebliche Mutter Christi lehrt uns durch das Beispiel ihrer eigenen Erfahrung.»¹ So schreibt *Martin Luther* in seinem Buch «Das Magnifikat». Erfahrungen, die neue Wege zeigen und uns Hoffnung für die Zukunft schöpfen lassen, sind wesentlich für die ökumenische Situation, in der wir uns heute befinden. Es gab eine Zeit, in der das Herz nicht mehr «durch Maria Freude und Lust zu Gott gewann», wie Luther noch predigte. Anstatt transparent für das Mysterium der Inkarnation zu sein, stand sie im Wege, warf sie Schatten. In dieser Undurchsichtigkeit, schwer von magischen Vorstellungen, mit der sie behängt worden war, wurde sie zur Seite gestellt, zusammen mit allen Heiligen. Sie verschwand.

Aber als Gestalt im Neuen Testament ist Maria auch in unserer Zeit eine Wirklichkeit, und neue Seiten ihres Wesens leuchten auf. In ökumenischer Sicht wird mit «Maria im Neuen Testament»² gearbeitet, und auch in der Sicht der feministischen Theologie, um nur zwei wichtige Aspekte zu erwähnen. Nach Jahrhunderten patriarchalischen Denkens in den Kirchen kann sie ein Bild des weiblichen Antlitzes der Kirche werden³ und ein Beispiel weiblicher Erfahrungen, gedeutet im Lichte der Theo-

logie.⁴ Außerdem war das Bild Marias immer stark in den Herzen der Armen und Unterdrückten verwurzelt.

Jede Zeit hat ihre eigene Heiligkeit. Es gibt Züge im Marienbild, die für die Spiritualität unserer Zeit wesentlich sind, dort vor allem, wo der Zusammenhang zwischen Theologie und unserer Erfahrung unterstrichen wird. Die Welt hat Erfahrungen gemacht, Männer und Frauen haben Erfahrungen gemacht, und diese Erfahrungen sprengen und erneuern die Theologie. Wenn sich keine neuen Horizonte zeigen, wird Theologie rein historischer Ballast. Christentum ist die Begegnung mit der Offenbarung im konkreten *Jetzt* der Wirklichkeit, und diese Erfahrungen können die Berichte über Maria illustrieren.

Erfahrungen und Bilder

Fünf Begriffe haben heute eine besondere Dynamik und Inspirationskraft. Wir treffen auf sie in den Worten des Magnifikat, und sie werden dort von Maria gesprochen, das heißt, wir sehen sie durch sie hindurch. Die fünf Begriffe sind: Gerechtigkeit, Befreiung, Friede, Leiden und ein neues Menschenbild.

► **Gerechtigkeit:** Daß Gott die Mächtigen vom Throne stürzt und die Unterdrückten aufrichtet, daß die Hungrigen gesättigt werden sollen und die Reichen hinweggeschickt, das wird heute von der Erfahrung beleuchtet, wo Aufruhr gegen Unterdrückung und Ausbeutung ganze Kontinente erschüttert. Es wird uns täglich vor Augen geführt, was bei Mt 20,25 steht: die Großen mißbrauchen ihre Macht – und wir hören den Schrei: so soll es bei euch nicht sein. Wir kennen auch Berichte, wie die Kirche auf Seiten der Unterdrückten steht und ihnen die Möglichkeit gibt zu wissen, daß sie Würde haben, daß sie jemand sind, daß sie Gottes Kinder sind und dadurch Menschen mit gleichem Wert und gleichem Recht wie wir, unsere Mitmenschen also. Ganze Länder machen die Erfahrung, daß es nicht genügt, über Liebe und den Lohn im Jenseits zu reden, sondern daß Gott ein gerechter Gott ist, und daß Gerechtigkeit etwas Konkretes ist, die Grundlage der Liebe. Das Senfkorn des Reiches Gottes kann in der Erde der Gerechtigkeit aufgehen.

¹ Martin Luther, Das Magnifikat. Freiburg/Br. 1982, S. 33 und 36.

² Vgl. R.E. Brown, K.P. Donfried u. a., Maria im Neuen Testament, Eine Gemeinschaftsstudie von protestantischen und römisch-katholischen Gelehrten, Stuttgart 1981.

³ Vgl. Rosemary Radford Ruether, Maria – Kirche in weiblicher Gestalt, Kaiser Traktat 48, München 1980.

⁴ Vgl. Margaret Hebblethwaite, Motherhood of God, London 1984.

► *Befreiung* ist eine Erfahrung des Heiligen Geistes. Es ist eine andere Maria als die Gipsstatuen von Lourdes und Fatima, die diese Erfahrung transparent macht. Es ist die Maria der Verkündigung und die Maria, die beim ersten Pfingstereignis zugegen war. So wurde sie zusammen mit den Aposteln ausgesandt, so wurde sie Prophet und Jünger. Sie ist wie die anderen ein Zeichen der Hoffnung als ganze Frau und als ganzer Mensch. Sie ist als Frau Zeichen der Hoffnung für alle Frauen – für alle Menschen. Die Frauen verlassen den Pfingstsaal, wo Maria und die Apostel vor Pfingsten in Angst und Eingeschlossenheit saßen – die Frauen gehen heute hinaus, wie Maria und die Apostel damals hinausgingen. Die Armen sind auf dem Weg hinaus aus dem Raum der Armut und der Unterdrückung – sie gehen hinaus. Die Menschheit ist am Aufbrechen. Auch kirchliche Häuser und theologische Systeme werden verlassen. Die Menschen sehen neue Möglichkeiten und wagen es, sich auf den Weg zu machen. Maria begab sich auf den Weg mit dem ungeborenen Kind, sie floh mit dem neugeborenen Kind, sie sah Menschen kommen und gehen. Maria traf ihren Sohn in schmerzlichen Begegnungen auf Straßen und Wegen. Maria zeigt, «der Weg zur Heiligkeit geht nicht von uns zu Gott und hinein in eine wolkige Spiritualität, sondern von Gottes mitleidendem Erbarmen zu einem Leben, geteilt mit denen, die leiden und nach Gerechtigkeit schreien»⁵. Maria kam aus einem unterdrückten Volk, sie kannte den Schrei und die Hoffnung. Wenn Maria die Worte «die Mächtigen» und «die Unterdrückten» gebraucht, schenkt sie prophetisch Hoffnung, knüpft sie das Reich Gottes mit dem Leben hier zusammen und nimmt sie die Eschatologie in den heutigen Tag hinein.⁶ Wir können weiter gehen und Erfahrungen aus unserer Zeit mit dem Lobgesang Marias verbinden: Die Menschen wissen heute, was es bedeutet, die Hoffnung hinauszusingen, Sieg und Niederlage zu singen, über «Hoffnung trotz allem» zu singen. Die Worte «Hoffnung trotz allem» führen uns zu einer schon lange bekannten Dimension des Marienbildes: Friedenskönigin war ihr Name während Jahrhunderten.

► Auch das Wort *Friede* hat eine Aktualität gewonnen, die das Wort aus einer pietistischen Innerlichkeit herausnimmt und es in eine Wirklichkeit von Krieg und Unfrieden hineinversetzt. Maria mit dem ermordeten Sohn auf dem Schoß ist ein Bild des Leidens der Mütter in vom Kriege verheerten Landen. Maria mit dem Schutzmantel ist eine Zufluchtsstätte für die Menschen auf der Flucht. Die Pietà ist ein Ruf nach Umkehr, nach Friede. Sie ist ein Aufruf, einander im Namen des Lebens entgegenzugehen, wie Maria Elisabeth entgegenging. Diese Bilder sind Symbole der Hoffnung.

Es gibt eine schöne Geschichte aus Lateinamerika, aus Gegenden, wo es drei Jahre hindurch nicht geregnet hat und wo die Natur stirbt. Die Einwohner von Arequipa holen ein altes Marienbild aus einer benachbarten Stadt. «Sie war schon 300 Jahre nicht mehr hier, nun kommt sie, und sie kann das.» Was kann sie? Sie kann ein Bild von Gottes mütterlicher Barmherzigkeit sein, sie kann ein Weg zum Herzen Gottes sein, sie kann das Gebet des Volkes sammeln und weitergeben, und das, weil man hier weiß, daß die Gemeinschaft aus den Lebenden, den Toten und den noch nicht Geborenen besteht – man weiß etwas über die Gemeinschaft der Heiligen und deren Wirklichkeit. Maria ist die Mit-leidende.

► *Das Leiden* wird exemplifiziert: Auch deine Seele wird ein Schwert durchdringen (Lk 2, 35). Maria war und ist ein Identifikationsbild für die Erfahrung des Leidens und des Todes. Wenn Christus da war, wo unser eigener Tod uns begegnen wird, dann hat Maria da gestanden, wo der Tod anderer auf uns warten wird: der Tod von Kindern, Ehepartnern, Eltern und Freunden. Frauen haben in ihr immer den Menschen gese-

⁵ Anna Marie Aagaard, Gottes verwundbare Liebe – Heiliger Geist, Kaiser Traktat 66, München 1982, S. 75.

⁶ Vgl. Paul Schmidt, Maria und das Magnificat, in: *Catholica* 29 (1975), S. 230–246.

hen, von dem Gott das Unfaßbare verlangt hat: sein Kind sterben zu sehen. Die Tränen der Menschen haben sich in Marias Tränen gespiegelt. Das Christentum gibt eine Deutung von Tod und Leiden. Dem Schmerz über Tod und Leiden Ausdruck und Stimme zu geben, das ist eine Möglichkeit, die das Marienbild hat. Maria ist nicht das Sinnbild der reinen Passivität, die alles geschehen läßt. Sie ist ein Mensch, ein ganzer Mensch, der Gott gegenübersteht.

Neues Menschenbild

Daß dies deutlicher wird, ist bedingt durch die veränderte Stellung der Frau in der Gesellschaft und in der Kirche – eine neue Erfahrung, eine Revision, die eben begonnen hat. Für die protestantischen Frauen wird ein Teil der Problematik deutlich in der Diskussion um die Art und Weise, wie heute Frauen das Pastorenamt ausüben; bei den katholischen Frauen in der Reflexion über die Rolle der Frau in der Kirche überhaupt. Maria als Frau in der Heilsgeschichte – als Geiststräger: Sie zeigt, daß der Geist frei macht und daß Gottes Geist uns zu ganzen Personen macht, zu Ikonen Gottes, der den Menschen nach seinem Bilde schuf, als Mann und Frau. Das heißt, Gottes Bild trägt die Züge des Mannes und der Frau, des ganzen Menschen. Maria als Mensch wird Bild des Menschen im Heilzusammenhang. Hier liegen noch ungenützte Möglichkeiten theologischer Reflexion, und wir brauchen theologisches Neu-Denken.⁷ Auch unsere theologische Sprache muß revidiert werden, und auch da ist der Anfang noch kaum gemacht.

Maria wurde Spiegel der Gerechtigkeit und Sitz der Weisheit

⁷ Vgl. Kari Elisabeth Børresen, Maria in der katholischen Theologie, in: *Concilium* 19 (1983), S. 632–640; Joan Arnold, Maria. Gottesmutter und Frau, in: *Concilium* 12 (1976), S. 24–29; und Ellen Juhl Christiansen, Exegese über Lukas und Apostelgeschichte, in: *Spiritualität. Festschrift für Anna Marie Aagaard*, Aarhus 1985.

Zum 100. Geburtstag Guardinis

Romano Guardini: DER BLICK AUF DAS GANZE

Ausgewählte Texte zu Fragen der Zeit.
Herausgegeben und erläutert von
Walter Dirks. 160 Seiten, gebunden,
Fr. 23.–

Die Texte dieser ungewöhnlichen Auswahl rufen Gedankengut und Persönlichkeit Guardinis neu in Erinnerung. Dabei tritt vor allem der weniger bekannte Guardini, der politische Humanist, in den Vordergrund. Von ganzheitlichem Engagement geprägt, verweisen seine Aussagen auf ihre ungebrochene Aktualität.

Die Erläuterungen von Walter Dirks, seinem früheren Sekretär und Begleiter, bezeugen eine der herausragenden Gestalten unseres Jahrhunderts.

Romano Guardini: FREIHEIT – GNADE – SCHICKSAL

Drei Kapitel zur Deutung des Daseins.
Sonderausgabe, 248 Seiten, kartoniert, Fr. 23.–

Aus Anlass des 100. Geburtstages von R. Guardini liegt hiermit, in 7. Auflage, die preiswerte Sonderausgabe eines seiner ganz grossen Werke vor. Der Zusammenhang des Daseins wird darin einfach und natürlich dargestellt. Guardinis Gedanken bleiben auch heute aktuell und zeitlos für das Morgen.



Kösel

genannt.⁸ Der erlöste Mensch wird hier als Gottesträger bezeichnet. Der ganze Mensch ist herausgefordert, und der Preis kann Leiden sein. Alles, was in Offenheit für Gott lebt, ist verwundbar. Maria ist nicht nur ein Bild der Frau, sondern ein Bild des erlösten Menschen schlechthin, und daher ist es wichtig, daß der Zusammenhang zwischen Geisterfahrung und der menschlichen Person unterstrichen wird.

Selbstverständlich soll man sich sowohl von falscher Übertreibung wie von falscher Verhaltenheit fernhalten.⁹ Dennoch gilt: Wo das Bild Marias dahinwelkt, da ist Gefahr, daß auch das Bild des Sohnes blutleer wird, daß der Sohn nicht wirklich Fleisch wird, Mensch wie wir – sondern daß der Sohn nur in theologischen Systemen lebt. «Durch die Sendung von Gottes Heiligem Geist auf menschliche Personen erhält Gott selbst Ge-

⁸ Lauretanische Litanei.

⁹ Vgl. die dogmatische Konstitution des II. Vatikanischen Konzils über die Kirche, «Lumen gentium», Kapitel VIII.

schichte.»¹⁰ Sobald ein Mensch sich öffnet, ist er verwundbar. Gebet ist Offenheit und Verwundbarkeit, im Gebet sind wir ausgeliefert. Der Mißbrauch liegt sehr nahe. Dennoch sagt Luther unbefangen: «Wenn du aber durch anderer Fürbitte dir dazu helfen läßt, so ist's recht und wohlgetan: füreinander sollen wir alle beten und etwas tun»¹¹.

Und Luther schließt die Auslegung des Magnifikat mit folgenden Worten: «Das verleihe uns Christus durch die Fürbitte und den Willen seiner lieben Mutter Maria, Amen»¹². Durch Maria kann es sichtbar werden, daß wir Gottes Kinder sind, daß Gott Mensch wurde durch den Heiligen Geist aus der Jungfrau, wie wir es gemeinsam bekennen. Durch sie wurde Gottes Name: «Menschensohn».

Eva Nordentoft, Risskov (DK)

¹⁰ Anna Marie Aagaard, Helligånden sendt til verden, Aarhus 1973, S. 223.

¹¹ Luther, a. a. O. S. 65.

¹² Luther, a. a. O. S. 125.

Japan: Erziehung zu Frieden und Kreativität?

Gespräch mit Prof. Klaus Luhmer SJ, Sophia-Universität Tokio (II)

Über das wechselvolle Schicksal des sogenannten *Moralunterrichts* in Japan vor und nach dem Zweiten Weltkrieg im Zusammenhang mit der Überwindung des Militarismus war im 1. Teil des Gesprächs die Rede (Nr. 7, Seite 82 ff.). Im folgenden 2. Teil geht es um die weltanschauliche Inspiration der Moralerziehung sowie um deren Bewährung in den ökologischen Herausforderungen und in der Erziehung zum Frieden. Mit der Frage nach dem Stellenwert der Kreativität im japanischen Bildungswesen und einigen Informationen über die Montessori-Bewegung kommt schließlich noch ein methodischer Aspekt zur Sprache. (Red.)

Kaufmann (K): Unter dem Begriff «Moral» hat vieles Platz. Da mag der eine «Gerechtigkeit», der andere «Efficiency» als obersten Wert sehen, und der Staatsgläubige oder Nichtstaatsgläubige wird seine Ratschläge für das Verhalten bzw. seinen Tugendkatalog ganz verschieden gestalten.

Luhmer (L): Es gibt Richtlinien. Der Staat hat für ganz Japan solche erlassen, und in diesem Rahmen sind z. B. für den Moralunterricht in der Volksschule ungefähr 18 Punkte mit je einer kurzen Erläuterung aufgezählt. Da heißt es z. B. unter dem Punkt «Menschenliebe», daß zunächst die Japaner unter sich gut auskommen und einander verzeihen sollen, daß sie auch die anderen Völker lieben und von ihnen geliebt werden und daß ihr Verhalten dem entsprechen soll. Oder unter dem Punkt «Familie» geht es darum, wie der Familiensinn entwickelt wird. So hat also das Ministerium eine Anzahl «topics» aufgestellt, an die sich auch ein Universitätsprofessor halten kann. In unserem pädagogisch-soziologischen Jargon sind das eigentlich «Normen». Sie werden zwar nicht so genannt, aber darauf läuft es hinaus. Diese Normen müssen entsprechend weit und breit gefaßt sein, daß sie nirgends an einer anderen Ideologie, die in Japan zugelassen ist, anstoßen. Sie dürfen kein buddhistisches Herz verletzen, auch kein christliches Gewissen vergewaltigen und sollten auch keine konfuzianistisch inspirierte Charakterbildung unmöglich machen. So wurde denn aus diesen verschiedenen Wertsystemen etwas zusammengestellt, von dem man annahm, daß es jeder vernünftige Japaner akzeptieren könne.

K: Und auf die Shintoisten nimmt man keinerlei Rücksicht?

L: Der Shintoismus ist offiziell seit 1945 aus der Pädagogik ausgeklammert und kann nicht mehr so stark betont werden. Da kam freilich vor etwa zehn Jahren die erste Wende: Die alten Mythen und Sagen von der Sonnengöttin und von dem Kaiser, den die Sonnengöttin auf die Erde sandte, um die Japaner zu unterwerfen, zu regieren und zu befrieden, sind wieder aufgetaucht. Zum großen Ärger der links orientierten Lehrergewerkschaft geschah dies nicht im Lesebuch, wo die Mythen

vielleicht ihren Platz als Lektüre ähnlich unseren Heldensagen hätten, sondern im Geschichtsbuch. Das ist ein bemerkenswerter Faktor in der Entwicklung.

Am japanischen Geschichtsunterricht gab es übrigens vor etwa drei Jahren im Ausland heftige Kritik. Die Agitation ging von Korea und vor allem von China aus und richtete sich gegen japanische Schulbücher. Man warf ihnen vor, daß sie die Invasion der Japaner auf dem Kontinent, den Einmarsch in die Mandschurei und vor allem die 40jährige Knechtung Koreas verharmlost hätten. Beanstandet wurden gewisse Ausdrücke, die nicht die wirkliche historische Situation wiedergaben. Es wurde zum Beispiel nicht gesagt, daß die Japaner China erobert hätten, sondern nur daß sie dort «einmarschiert» seien. Ebenfalls war nicht von der Unterdrückung Koreas die Rede sondern nur davon, daß Korea damals ein Teil des japanischen Imperiums war. Diese Vorwürfe wurden auch von der europäischen und amerikanischen Presse übernommen. Inzwischen ist die Affäre einigermaßen entschärft. Japans Politiker sind nach Peking gegangen, haben vor den dortigen Machthabern ihren Kotau gemacht und die fraglichen Passagen in den Büchern sind nach dem Geschmack der Chinesen und Koreaner verbessert worden.

K: Haben sich die Rechtskreise nicht dagegen aufgelehnt?

L: Sie waren in der Tat nicht damit einverstanden, und den Linkskreisen waren die Verbesserungen nicht radikal genug. Sie wollten zum Beispiel genau wissen, daß bei dem großen Zwischenfall in Nanking 200 000 Chinesen hingerodet wurden. Aber zu solchen Präzisierungen hat sich die japanische Regierung nicht bereit erklärt. Sie sagte: Diese Zahl kann niemand beweisen, das ist keine geschichtliche Tatsache.

K: Zurück zu den drei Weltanschauungen, auf die der Moralunterricht offiziell Rücksicht nimmt. Sie nannten oben drei interessante Nuancen. Sie sprachen vom «buddhistischen Herz», vom «christlichen Gewissen» und von der «konfuzianischen Charakterbildung». Könnten Sie diese Unterschiede noch etwas weiter verdeutlichen?

Buddha, Kant und Pestalozzi

L: Der Buddhismus hat keine Theologie und auch keine Teleologie im Sinne etwa der aristotelisch-thomistischen Tradition, d. h. kein rationalistisch ausgebautes theologisches System. Er beruft sich auf ein intuitives Erfassen und auf ein dem allgemeinen Erbarmen des Buddha sich verdankendes Erlösungsempfinden. Das Christentum beruft sich hingegen doch sehr stark auf das persönliche Gewissen, und dieser Begriff des Ge-

wissens hat dann noch vor allem in der Kantischen Form weite Verbreitung gefunden. Kant ist nämlich in Japan groß geschrieben; er ist der bestbekannte ausländische Philosoph, und von seinem kategorischen Imperativ hat wohl schon jeder einmal gehört. Die konfuzianistische Richtung liegt den Japanern im Blut. Sie wurde schon im Jahre 405 unserer Zeitrechnung, lange vor dem Buddhismus und lange vor dem Christentum von China her in Japan eingeführt und lebt mindestens unerschwellig auch heute noch im japanischen Volksbewußtsein weiter, freilich nicht als theoretisch ausgebautes System, aber als ein kosmisch orientiertes Ordnungsdenken.

K: Wie gestalten Sie nun in diesem Sinne Ihren eigenen Kurs?

L: Ich behandle das Problem der Grundlagen, des Inhalts und der Methode der Moralerziehung in einem geschichtlich-hermeneutischen Zusammenhang, angefangen von den Griechen, den jüdisch-christlichen Einflüssen und den neuzeitlichen Humanismen. Im deutschen Idealismus stelle ich Kant und für die Erziehung Pestalozzi in den Mittelpunkt, ferner *Fröbel*; Fröbel ist bei den Japanern sehr beliebt, weil man die Kindergärten auf ihn zurückführt. Nach den «westlichen» Elementen komme ich zu den «östlichen». Auf den Buddhismus kann ich mich nicht intensiv einlassen, weil er in der modernen japanischen Erziehung eine geringere Rolle gespielt hat und nur in einer diffusen Weise im Volksbewußtsein wirksam ist. Stärker gehe ich auf die Tradition des Konfuzianismus und dann vor allem auf die negative Seite ein: Wie der Verrat an dieser Tradition und die rechtsextremistische Ausdeutung des Shintoismus zur Katastrophe geführt hat. Positiv betone ich, daß es für den Neuaufbau der Demokratie nur eine Zukunft gibt, wenn er ein geistlich-moralisches Fundament in der Bevölkerung hat. Schließlich lege ich, an einigen Beispielen erläutert, die Richtlinien der Regierung vor.

K: Wie bewerten Sie die Wirkung dieser Ausbildung und der ganzen Moralerziehung?

L: Was die einzelnen Studentinnen und Studenten für sich persönlich aus dem Kurs lernen, wird sehr verschieden sein. Ob der 30 Wochenstunden dürften sich die 20jährigen in ihrer Weltanschauung kaum radikal ändern. Aber wenn ich auf die Gesamtwirkung der Moralerziehung sehe, so meine ich, habe sich in den 25 Jahren, seitdem sie wieder eingeführt ist, doch ein allgemeines Empfinden durchgesetzt: daß nämlich der Mensch ein moralisch bestimmter Charakter sein sollte. Das ist das höchste abstrakte Prinzip, das in den verschiedenen Bereichen von Politik und Wirtschaft seine Anwendung finden muß. Wenn es trotzdem im Ausland so scheint – um darauf zurückzukommen, was Sie am Anfang sagten – daß das oberste Prinzip für den modernen Japaner die technologische *efficiency* und das entsprechende Durchsetzungsvermögen sei, so stimmt es schon, daß dies in der gegenwärtigen japanischen Gesellschaft viel zu stark betont wird. Aber es findet immerhin eine Ergänzung durch die anderen Werte statt, die die genannten Richtlinien vertreten und anbieten und die meiner Ansicht nach von den meisten Lehrern richtig verstanden werden. Sie versuchen, den Kindern nicht nur Mathematik und Computer-Science beizubringen, sondern auch eine gewisse moralische Haltung.

Früher als andere ökologisch erwacht

K: Nun geht es dann aber nach Ihren eigenen Worten darum, diese Haltung in den verschiedenen Bereichen von Politik und Wirtschaft anzuwenden. Darf ich zwei große aktuelle Zielfelder anpeilen: Ökologie und Frieden. Im ersten Punkt scheinen die Japaner uns Westlern einiges vorauszuhaben. Hat das mit dem «kosmischen Ordnungsdenken» zu tun, von dem Sie sprachen und mit einem gewissen Gefühl für Harmonie, das unsern in den wunderschönen Parks überfällt, in die die Tempel eingebettet sind? Ich denke da an einen Shintotempel und an das Fest der 7-, 5-, und 3jährigen Kinder, die in Festtagskleidern – die Mädchen im Kimono – von ihren Eltern dorthin ge-

bracht wurden. Andererseits grassiert auch in Japan der Beton, fressen sich die Großstädte in die Landschaft und ballen sie sich zur Megapolis zusammen! Wie also steht es um das ökologische Bewußtsein?

L: Ganz gewiß sind die Japaner in dieser Hinsicht den Europäern voraus. Sie haben schon früher ihre eigene bittere Erfahrung gemacht, und sie haben daraus gelernt. Weltbekannt wurde der Fall von Minamata, nach dem heute eine Krankheit benannt ist. Es handelte sich um eine Stickstoff-Fabrik in einer Bucht der Südsinsel Kyushu. Man ließ dort Quecksilberabfälle einfach ins Meer fließen. Eines Tages sahen die Bewohner, wie eine Katze, die einen toten Fisch aus dieser Bucht gefressen hatte, einen Veitstanz bekam und darauf tot umfiel. Ähnliche Phänomene zeigten sich bei mehreren hundert Personen: einige starben, andere trugen lebenslange Folgen davon. Als es dann einen ganz großen Gerichtsfall gab, hat die Firma den Meeresboden kilometerweit abgekratzt. Das war der erste große Anstoß. Er datiert bereits vor zwanzig Jahren. Dann, vor zehn Jahren passierte es hier in Tokio im heißen Juli, daß auf einmal Kinder im Schulhof reihenweise umfielen und sich erbrachen. Das zunächst unerklärliche Phänomen wurde dann auf eine durch die Sonnenstrahlen aktivierte Mischung aus den Abgasen der Autos und dem Rauch der Fabrikschloten zurückgeführt. Somit mußte etwas geschehen. Und so ist der in Europa immer noch diskutierte Katalysator in Japan schon seit mehreren Jahren eine Selbstverständlichkeit. Dabei wurde seinerzeit auch in Japan – bei Kosten von 400–500 DM pro Wagen – der Ruin der landeseigenen Autoindustrie vorausgesagt! In Wirklichkeit hat der Katalysator die japanische Autoindustrie, vor allem den Export, eher noch gefördert. Das ökologische Ergebnis aber zeigt sich heute, zehn Jahre später, zum Beispiel für die Luft in Tokio darin, daß wir abends wieder die Sterne sehen. Und in dem Fluß, der mitten durch die Stadt fließt und der 30–40 Prozent chemische Schadstoffe enthielt, schwimmen heute wieder Fische. In dieser Hinsicht hat Japan wirklich Großes geleistet. Im übrigen, daß hierzulande kein Waldsterben zu beklagen ist, verdankt Japan seiner langgestreckten Insellage: die Meerwinde!

Friedensliebe und Konfliktbewältigung

K: Kommen wir zum zweiten Punkt: die Friedenserziehung.

L: Die Friedenserziehung wurde in Japan zunächst von der linksorientierten Lehrgewerkschaft stark gefördert. Sie hat dann zur Zeit des Vietnamkriegs ähnlich wie in Europa und Amerika zu den Studentenunruhen geführt. Auf den Fahnen stand damals «Friede für Vietnam!», aber in Japan konnten sich die Anhänger der Friedensbewegung noch besonders auf die Atombombe berufen. Deren Abwurf auf Hiroshima und Nagasaki erhielt im Bewußtsein der Japaner eine Alibifunktion angesichts ihres «Pearl Harbor»: sie fühlten sich «quitt» mit den von ihnen damals angegriffenen Amerikanern. Die Friedensbewegung hatte aber in Japan vor allem deshalb eine günstige Basis, weil die Amerikaner kurz bevor zwischen ihnen und den Sowjets der kalte Krieg ausbrach, den Japanern den § 9 in ihre Verfassung gesetzt hatten, nach dem die Japaner in alle Ewigkeit nie wieder Krieg führen können und wollen und dementsprechend auch nicht aufrüsten dürfen. Daß Japan heute trotzdem 330000 Mann unter Waffen hat und daß es mit seiner Armee und Flotte in Anbetracht von deren Ausrüstung, wie ich mir habe sagen lassen, an 6. Stelle steht, wirkt natürlich widersprüchlich. Aber das ist im offiziellen Vokabular keine Armee, das sind «Selbstverteidigungskräfte».

K: Die Frage stellt sich hinsichtlich der Popularität. Ist die Armee bzw. ist die Friedenserziehung populär?

L: Friedenserziehung ist von den oben erwähnten Richtlinien des Erziehungsministeriums allen Lehrern zur Pflicht gemacht, und es steht auch im Grundgesetz, daß die Japaner friedliebende Menschen sein und die Jugend zur Friedensliebe erziehen sollen.

K: Das ist die Zielsetzung. Zu ihrer Verwirklichung gäbe es noch viele konkrete Fragen: angefangen beim Spielzeug bis hin zu den Vorbildern. Ich greife nur eine heraus: Wie steht es mit der Erziehung zur Konfliktbewältigung, wo wird sie akut?

L: Die Konfliktbewältigung – das hat sich herausgestellt – ist vor allem in der Familie schwierig geworden. Ein Gegensatz zwischen den Generationen macht sich bemerkbar insofern die ältere Generation noch unter dem militaristischen Regime aufwuchs und mangels eigener Erfahrung kein Selbstvertrauen in die demokratische Erziehung, die sie der jüngeren Generation angedeihen lassen soll, einbringt. Ihre Ratlosigkeit führt bei der Jugend zu einer einseitigen Konfliktbewältigung: Man geht seine eigenen Wege oder greift gar zur Gewalt, sei es in der Familie, sei es in der Schule. Vor etwa vier Jahren wurde dies für die Regierung ein ernstes Problem. Wenn damals der Polizei aus dem ganzen Land ungefähr tausend Fälle von Gewalt in der Familie angezeigt wurden, so war das natürlich nur die Spitze eines Eisbergs: Die Familien suchen das für sich zu behalten. Von den Schulen kommt es schon eher aus, weil die Lehrer sich einfach nicht mehr helfen können.

K: Das wären somit Konflikte zwischen Schülern und Lehrern. Und die Schüler untereinander?

L: Auch da gibt es Konflikte. Jüngst ging der Fall durch die Presse, daß zwei Schüler sich zusammentaten gegen einen dritten, der sie dauernd gequält und tyrannisiert hat. Sie beschlossen, ihn zu ermorden und führten dies auch aus – es war der eigene Klassenkamerad – weil sie, wie sie sagten, sich nicht anders zur Wehr setzen konnten.

K: Sie sahen keine Alternative?

L: Der Lehrer hätte eingreifen sollen. Aber der erklärte, er sei machtlos.

K: Der «tyrannische» Schüler konnte nicht von der Schule gewiesen werden?

L: Das wäre gegen das japanische Empfinden gewesen.

K: Die Institution erklärt sich machtlos gegenüber dem Individuum?

L: Eher würde ich sagen, man sei ratlos. Gewiß gibt es auch in Japan die «Besserungsanstalt»; aber erstens wird mehr als bezweifelt, ob dort jemand «besser» wird, weil von dort die meisten Verbrecher kommen, und zweitens wäre die Voraussetzung für die Einlieferung, daß der Betreffende bereits ein formelles Verbrechen begangen hat.

Wieviel «Erbarmen» und wieviel Kreativität?

K: Die Versetzung in eine andere Schule macht Schwierigkeiten?

L: Eine Entlassung ist in dieser Gesellschaft praktisch unmöglich.

K: Warum?

L: Es ist nicht einmal möglich, einen Schüler sitzen bleiben bzw. eine Klasse repetieren zu lassen. Japan ist – im Unterschied zu Deutschland usw. – das Land ohne Sitzenbleiben. Möglicherweise spielt hier das Erbarmen des Buddha eine Rolle. Man empfindet es als unmenschlich, einen jungen Menschen auf diese Weise zu brechen und ihm für die ganze Zukunft einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Denn das würde ihm nachgehen. Universitäten, vor allem private, untersuchen, wie es mit dem Benehmen usw. auf dem Gymnasium stand, und Firmen stellen vor dem Eintritt genaue Recherchen über die gesamte Vergangenheit an. Ein «Schatten» bleibt da lebenslanglich haften.

K: Die erbarmungslose Vorsicht der Firmen, in die einer ja dann auch auf Gedeih und Verderben integriert wird, provoziert somit das Mitleid der Schule. Fehlt es diesem System aber nicht am elementaren Verständnis für die verschiedenen Entwicklungsphasen und die Chancen zum «Aufholen», die mit

ihnen gegeben sind? Wie viele trifft bei uns mit 15 der Schulverleider; da hilft eine Berufslehre weiter, in ihr macht manch einer einen charakterlichen Reifesprung über den Altersgenossen in der Mittelschule hinaus, nachher nimmt er einen neuen Anlauf zur Weiterbildung und so weiter.

L: Die Japaner sind ein erziehungs- und bildungsbegeistertes Volk, wogegen nach meiner Erinnerung die Deutschen eher erziehungsmüde sind. Ein Zeichen dafür sind die 93 Prozent, die über die neunjährige Schulpflicht hinaus noch drei weitere Jahre zur Schule gehen. Und dann sind es noch 37 Prozent der Altersklasse, die die Universität besuchen. Da die Institution der gewerblichen Berufslehre fast unbekannt ist, muß die «Praxis» nach Eintritt in die Firma gelernt und nachgeholt werden. Neuerdings gibt es eine fünfjährige technische Oberschule, die mit dem 10. Schuljahr beginnt und auch Praktisches einschließt. Sie wird aber erst von 60000 Schülern besucht.

K: Wie aber werden die Spitzenkräfte für die Forschung ausgebildet?

L: Zunächst gibt es an der Universität nach dem vierjährigen, stark verschulten College-Betrieb die Graduiertenstufe I (mit Magisterabschluß: z. B. Magister Scientiarum oder M. Technologiae), sodann – meist für künftige Universitätsprofessoren – die Doktorandenstufe. Die eigentlichen Spitzenkräfte werden aber an den reich dotierten Forschungsstätten der Firmen weitergebildet: Die Spitzenforschung findet somit in Japan nicht an den Universitäten statt.

K: Und das hat sich bewährt?

L: Es hat sich bewährt insofern sich die gesamte japanische Wirtschaft bewährt hat. Jedenfalls weiß man in den Firmenlabors, was man will: man verfolgt klare Ziele.

K: Nun heißt es aber bei uns im Westen, daß die Japaner zwar hervorragende industrielle Realisatoren von Erfindungen aber nicht im eigentlichsten Sinne «Erfinder» seien. Könnte das damit zusammenhängen, daß das eigentlich kreative Erfinden ein gewissermaßen desinteressiertes Forschen voraussetzt?

L: Dieser Auffassung ist insofern zuzustimmen, als die Forschungsstätten der großen Firmen auf ein konkretes Ziel, die Produktion ausgerichtet sind. Der erste große Erfolg dieser Art von Forschung war die Foto-Kamera, sodann die Schwachstromtechnik (Transistoren, Fernsehapparate) und schließlich hat sie sich in der Produktion von Automobilen bewährt. Daß da überhaupt nichts Originelles drinstecke, wäre aber wohl kurzschlüssig geurteilt. Verlässlichen Forschern lassen die Firmen heute ziemlich viel Freiheit zum Experimentieren. Aber statistisch ist nicht zu leugnen, daß Japan mit zwei Nobelpreisträgern in Physik und einigen mehr in Literatur den Vergleich mit Deutschland oder gar mit Amerika nicht aushält. Selbst die berühmte Expresbahn, die ja heute auch schon zwanzig Jahre alt ist, gründet nach dem Urteil eines deutschen Spitzentechnikers in keiner einzigen technischen Neuerung. So wird man sagen können, daß die Stärke der Japaner bisher nicht in der technischen Innovation liegt.

K: Was nicht heißt, daß sich dies in einer nächsten Phase nicht ändern könnte. Wie steht es überhaupt mit dem Stellenwert der Kreativität in der japanischen Erziehung?

L: Da gilt es zwischen technischer und künstlerischer Kreativität zu unterscheiden. Künstlerisch sind die Japaner ungemein kreativ begabt, wie weitherum bekannt und anerkannt ist. Schon für das Pinselschreiben bedarf es einer Sensibilität, die dem Europäer meistens abgeht. Auch der gestickte Kimono, den sich ein einfaches Landmädchen für seine Hochzeit anfertigt, hat in der ganzen Welt nicht seinesgleichen: da sieht man immer neue Muster und neue Farbenzusammenstellungen! Das liegt ihnen einfach im Blut, sagt man, aber es ist doch auch eine Folge der Erziehung. Ich führe ihre künstlerische Sensibilität zurück auf die chinesischen Zeichen, die sie lernen müssen. Ein chinesisches Schriftzeichen ist schon in sich ein künstlerisches Produkt. Die Kinder beginnen sich schon im Vorschulalter dar-

in zu üben, dann vor allem im Schulalter, aber nicht nur innerhalb der Schule, sondern vielfach auch noch in besonderen kleinen Instituten, wo sie das künstlerische Pinselschreiben lernen. Sie erhalten damit den Blick für ein unsymmetrisches Gebilde, das aber doch eine Harmonie darstellt. Darin liegt ja eine Besonderheit der japanischen Kunst, daß sie asymmetrisch und doch harmonisch ist.

Montessori in Japan

K: Sie erwähnten schon zweimal die Bedeutung der Kleinkindererziehung in den Kindergärten usw. Ich bin in Hongkong, Taiwan und auch hier in Japan im Einzugsgebiet von christlichen Missionsstationen oder Pfarreien auf große Kindergärten gestoßen, die nach der *Montessori-Methode* arbeiteten. Besonders beeindruckten mich solche Kleinkinderschulen für geistig behinderte Kinder. Nun sehe ich, daß Sie an der Sophia-Universität ein eigenes Ausbildungsprogramm für Montessori-Erziehung haben, daß hier auch der Sitz der japanischen Montessori-Gesellschaft ist und daß Sie derzeit ihr Präsident sind. Welches ist die Bedeutung von Montessori in Japan, vor allem im Hinblick auf die Erziehung zu Freiheit, Initiative, Selbstverantwortung und Kreativität und in Anbetracht dessen, daß die Montessorischulen seinerzeit in Deutschland von den Nazis geschlossen wurden?

L: Montessori wurde in Japan vor 15 Jahren neu entdeckt, nachdem schon vor 70 Jahren ein erster Anfang gesetzt worden war. Montessori war ihrer Zeit um sieben Jahrzehnte voraus und wurde dann bald wieder begraben, weil die amerikanischen Pragmatiker die Montessori-Methode der Frühkindererziehung für den kindlichen Charakter und die kindliche Potenzialität als nicht angepaßt betrachteten. Nach Montessori können die Kinder mit fünf Jahren lesen, schreiben, addieren, subtrahieren, multiplizieren und dividieren. Das sticht den Japanern in die Augen, aber das macht nicht das Wesen der Montessori-Erziehung aus. Für Montessori besteht der beste Unterricht für das Kleinkind darin, *daß es sich selber helfen kann*. Deshalb beginnt die Methode für die Dreijährigen mit den sogenannten Aktivitäten des täglichen Lebens. Die Kinder können sich selber anziehen und ausziehen, selber aufs Klo gehen, selber das Essen schöpfen und verteilen. Die Grundidee: Im Kind ist eine automotorische Energie wirksam, von Montessori «vita» genannt (Lebenskraft; élan vital). Dem Kind soll möglichst viel Gelegenheit gegeben und gelassen werden, daß diese Kraft sich von innen her frei entwickeln kann.

Dagegen wurde in der traditionellen Erziehung sehr viel Wert auf eine «schlecht verstandene Sozialisierung» gelegt; sie bestand darin, daß das Kind sich in eine Ordnung einpaßte und möglichst früh lernte, als Glied in eine Reihe zu stehen, zu schweigen und still zu sitzen. Bei Montessori ist das alles ganz anders. Die Kinder erhalten einiges Material, an dem sie ihre Fähigkeiten spontan entwickeln können, das sogenannte *Sinnesmaterial*. Es handelt sich z. B. um Hölzer mit Urzeichen (in unserem Fall chinesischen): Die Kinder fahren mit den Fingern dem Zeichen nach; wenn sie das mit drei Jahren machen, können sie mit fünf Jahren schreiben; sie haben sich dann nicht nur das Zeichen eingepägt, sondern auch die «Sensomotorik» für zwei Finger, die es zum Halten des Bleistifts bzw. Pinsels braucht. Oder die Zylinderblocks: Zylinder – vergleichbar unseren früheren Gewichtssteinen – muß das Kind aus Blocks mit je 10 Löchern herausnehmen, mischen und wieder einsetzen: auch eine Beschäftigung für die Zweieinhalb- bis Dreijährigen.

K: Was lernen sie damit?

L: Sie erfahren damit den sinnlichen Eindruck: dick/dünn, groß/klein, tief/flach und schwer/leicht. Dann erst lernen sie das jeweilige Wort. Und so geht die ganze Kleinkindererziehung über die Sinne.

K: Wie wird man fähig, diese Methode anzuwenden, und wie hat sie sich in Japan ausgebreitet?

L: Die Lehrerinnen müssen alle einen sehr intensiven Kurs machen, der sie normalerweise ein ganzes Jahr vollzeitlich oder im Abendbetrieb 2 Jahre lang beansprucht. Den Anfang haben wir hier an der Sophia-Universität im Jahre 1970 im Rahmen der Erwachsenenbildung gemacht. Heute bieten noch 4 andere Hochschulen einen Kurs an, sowie ein Lehrmittelverlag einen Fernkurs. Schätzungsweise gibt es heute in Japan gegen 1000 ausgebildete Montessori-Lehrerinnen in etwa 500 Kinderhäusern (nicht «Kindergärten»: Montessori sah im Kind keine «Blume»; sie sagt, das Kind hat Spaß am «Arbeiten», und ihr erstes Kinderhaus in Rom/San Lorenzo war für Arbeiterkinder).

K: Wieso propagieren ausgerechnet deutsche Jesuiten Montessori in Japan? War sie nicht in kirchlichen Kreisen verdächtigt und verpöht?

L: Montessori geriet in Mißkredit, weil «andere» sie annahmen. So in Deutschland die «Entschiedensten Schulreformer» in Berlin, die überzeugte Sozialisten waren, von denen sich Maria Montessori aber 1927 distanziert hat: sie durften nicht mehr ihre Diplome vergeben. Andererseits haben sich schon früh in England besonders die Theosophen für ihre Methode interessiert, und 1939 wurde sie sogar nach Indien zu Kursen am Theosophenzentrum in Madras eingeladen. Inzwischen war sie aber mindestens in Deutschland bereits wieder rehabilitiert, und zwar durch den Jesuiten *Joseph Schröteler*. Er war u. a. durch seine Arbeiten über Schülerheime bekannt und brach eine Lanze für die Montessori. Sodann hat eine Schülerin von Guardini, *Helene Pölmig*, die Montessori-Bewegung in Deutschland vorangetrieben.

K: War Frau Montessori nicht auch religionspädagogisch wirksam? Profitiert davon hier die Katechese?

L: Schon ab 1916 hat Montessori mit Franziskanern in Barcelona eine religionspädagogische Methode entwickelt: aktive Mitwirkung an der Liturgie usw. Religiöse Erfahrung sollte erleichtert werden. In Japan stecken wir in dieser Hinsicht noch in den Anfängen. Eine Dr. phil. der Uni Köln tut mit, und in der Montessori-Gesellschaft haben wir auch einige Schwestern.

K: Und die Andersgläubigen?

L: Mein Vorgänger als Präsident war ein überzeugter Protestant; er ist Professor an einer staatlichen Hochschule. Auch schon dessen Vorgänger war Protestant. Ferner haben wir überzeugte Buddhisten in unserem Verein, auch im Vorstand.

K: Was tut die Montessori-Gesellschaft? Ist sie auch mit Übersetzungen der Montessori ins Japanische befaßt?

L: Wir haben praktisch alle Werke der Montessori übersetzt. Wir bringen auch ein Jahrbuch heraus mit Berichten über Experimente, Erfahrungen usw. An einem jährlichen Symposium treffen sich jeweils 600 Teilnehmer.

Interview in Tokio (Okt. 1984): L. Kaufmann

Bücherhinweis – Thema Gemeinde

Wach auf du kalte Kirche: Zuerst gesprachter Spruch an einer Berner Kirchenmauer, jetzt Buchtitel. *Angelo Lottaz*¹ deutet ihn als Hilferuf in einer Gesellschaft, die viele von der «Eiszeit» bedroht sehen, wie seine «Gespräche» über die Situation in Bern (27–73) belegen. Zwei Aussagen aus vielen: «Wir können nicht mehr miteinander reden; das zieht sich durch alles hindurch, von den Großmächten bis zu jedem einzelnen von uns.» – «Es geht nicht darum, für jemanden etwas zu tun, sondern mit ihm zusammen.» Der zweite Satz könnte als Motto über dem (einzigsten) Bild und der Erzählung von «La Prairie» in der Mitte des Buches stehen: Heute als Gruppentreff und offenes Pfarreiheim in Dienst genommen, sollte dieses alte Landhaus einem 11-Millionen-Projekt weichen. Ein Komitee «Kirche leben statt bauen» hat den Abbruch (mit einer Gemeindeabstimmung) verhindert. Jetzt gibt es hier Wärme, Essen (3 × wöchentlich Eintopf) und ein Wahrnehmen drängender Herausforderungen (z. B. Flüchtlinge: Tamlen, Guatemalteken). Für Lottaz ergeben sich daraus weitere Erzählungen

¹ Benziger/Zürich Einsiedeln Köln 1984, 188 Seiten, Fr. 24.-

von einer «neuen Welt»: «Träume» von einer Kirche als Hoffnungsgemeinschaft und «Anstiftungen zum Aufbruch».

«Es fehlt in Theorie und Praxis an soziologischen Alternativen zum hierarchischen Modell kirchlichen Lebens»: Fazit eines Symposiums der Theologischen Fakultäten von Würzburg und Salamanca. Dessen Referate sind in einem Sammelband über *Basisgemeinden*¹ zu lesen, für die sowohl aktuelle (Brasilien, Frankreich) wie historische Modelle (altisraelisch, jüdisch, altchristlich, mittelalterlich und reformatorisch) vorgestellt werden. Um ihren «kirchlichen Rang» geht es in einem Mittelteil, der mit «Perspektiven» überschrieben ist, wo u. a. Themen wie «Basisbewegung und Volksreligiosität», «Basiswerte – Basiskompetenz» zur Sprache kommen. *L. K.*

¹ E. Klinger/R. Zerfass (Hrsg.): Die Basisgemeinden – ein Schritt auf dem Weg zur Kirche des Konzils. Echter/Würzburg 1984, 207 S., DM 24.80.

Tagebuch einer Depression

Selbstschilderungen seelischer Krankheiten gelangen immer mehr auf den Büchermarkt. Besonders eindrucksvoll ist hier das 160 Seiten umfassende Paperback «Tagebuch einer Depression» von *Ursula Goldmann-Posch*¹, einer Münchner Journalistin. Schonungslos um Offenheit bemüht, berichtet darin die Verfasserin über ihre halbjährige Odyssee durch Münchner Arztpraxen, bis sie schließlich beim achten (!) Arzt rasch und kompetent Hilfe erfährt.

Hilflosigkeit der Helfer

Dem Bericht liegen Tagebuchnotizen aus den Zeiten der Krankheit zugrunde, die später, nach der Besserung, zu einem Buch ausgearbeitet wurden. Besonders fruchtbar fand ich, daß fast jeder Tagebucheintrag durch einen kurzen Auszug aus der psychiatrischen Literatur oder durch ein Gespräch mit dem Fachmann ergänzt wurde. Allein schon der Kontrast der Sprachstile – hier die bewegte Schilderung der eigenen Angst und der Entfremdungsgefühle und dort der versachlichende Tenor der Experten – macht die existentielle Erschütterung spürbar, die eine Depression beim Betroffenen hervorruft.

Jährlich suchen in Deutschland etwa vier bis acht Millionen Menschen ihren Hausarzt wegen Problemen auf, die seelisch zumindest mitbedingt sind. Viele dieser Kranken leiden an Depressionen. Wie ich in meinem Buch «Sprechstunde: Depressionen»² zu zeigen versuchte, tra-

¹ Ursula Goldmann-Posch, *Tagebuch einer Depression*. Kindler-Verlag, München 1985, DM 24,80.



Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)
Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60
Bestellungen, Abonnemente: Administration
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842
Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge
Konto Nr. 0842-556967-61
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Konto Nr. 6290-700
Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004
Jahresabonnement 1985:
Schweiz: Fr. 35.- / Studenten Fr. 25.50
Deutschland: DM 43.- / Studenten DM 29,50
Österreich: öS 330.- / Studenten öS 215.-
Übrige Länder: sFr. 35.- zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 40.- / DM 50.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
Einzelexemplar: Fr. 2.50 / DM 3.- / öS 22.-

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

AZ

8002 Zürich

gen diese Depressionen viele Gesichter, haben unterschiedliche Ursachen und bedürfen unterschiedlicher Behandlung. Wenn hier *ein* Gesicht gezeichnet wird, dann ist dies auch für alle anderen Formen der Depression von größter Wichtigkeit, wird doch an dem Buch von Frau Goldmann-Posch deutlich, welche Anforderungen an Mut und Kraft des Patienten gestellt werden und wie sehr es einer «Geduld im Ungewissen» bedarf, angesichts der Schwere der Krankheit und oft auch angesichts der Hilflosigkeit der Helfer, seien dies Ärzte oder Angehörige.

Viele Einzelheiten des Buches sind für Ärzte und Laien gleichermaßen wissenswert, so die Tatsache, daß die Betroffenen Angst und Depression im eigenen Erleben meist nicht trennen können. Das führt leicht zu Fehleinschätzungen seitens der Umgebung, die sich vor der Konfrontation mit Angst und Panik oftmals zurückzieht. Häufig aber lassen sich auch Ärzte vom Kern des Depressivseins abdrängen und arbeiten dann mit Beruhigungsmitteln anstatt mit Antidepressiva. Dadurch läßt sich die Depression jedoch nicht beheben. Nicht selten wird sie auf diese Weise sogar vertieft oder verschleiert.

Überhaupt kommt das Thema «Verschleierung» laufend zur Sprache. Da ist der Patient, der sich den eigenen Zustand nicht eingestehen mag, der Angehörige, der die Auseinandersetzung mit dem Kranken meidet, und der Arzt, der den alten Medizinerspruch verißt, daß «die Götter vor die Therapie die Diagnose gesetzt haben». Die Pharmaindustrie verstärkt diesen Trend noch, nämlich dann, wenn sie in ihrer Werbung so tut, als würden Tranquilizer gegen Depressionen helfen. Eng mit dem Thema Verschleierung hängt das scheinbar gegenteilige Thema «Purismus» zusammen. Mit Recht wird hier der Psychiater und Psychoanalytiker *Paul Matussek* zitiert, der über die Depressionsbehandlung sagt: «Der psychoanalytische Purismus ist ein ideologischer Luxus, für den der Patient die Zeche zahlt.» Dieser Satz gilt allerdings auch für den pharmakologischen Purismus.

Die «Frucht» der Depression

Tief beeindruckend stellt das Buch dann heraus, was schließlich doch bei der Behandlung half: ein Arzt, bei dem menschliche Haltung und differenziertes Fachwissen nicht auseinanderklaffen, sondern einander ergänzen. Manche praktische Hinweise lassen sich aus dem Buch entnehmen, so z. B. der Rat, womöglich während einer Depression keine grundsätzliche Entscheidung zu treffen, ja nicht einmal Ortsveränderungen vorzunehmen, vor allem aber keine falschen Schuldzuweisungen.

Wichtiger als all das Praktische scheint mir der Ertrag, der sich für Frau Goldmann-Posch nach einem Jahr stellt. Das sind zunächst einige Fragen: «Handelte es sich nur um Illusionen eines kranken Gehirns? Oder war es die eigentliche Stunde der Wahrheit? Liegt das Wesen unseres Daseins zutiefst in der Depression oder ist die Depression Ausdruck eines zutiefst mißverstandenen Daseins? Wo liegt die Grenze zwischen Grübeln und der Sehnsucht nach Erkenntnis?» Da ist aber vor allem «die Frucht» der Depression. Für die Umgebung ist die Patientin «ganz die alte» geworden, für sich selber aber nachdenklicher, vorsichtiger im Umgang mit anderen und mit sich selbst. Hier wird der Bezug zu einer Aussage des Zürcher Psychiaters und Psychotherapeuten *Aron Bodenheimer* deutlich, der die ideale Heilung einer Depression im «Ernst» sieht, mit dem der ehemals Depressive fortan sich und seiner Umwelt zugetan ist. Diese Ernst-Werdung des depressiv Kranken sei das Ergebnis der lebhaften Auseinandersetzung mit der eigenen Person und mit seiner Erkrankung und helfe ihm auch künftig, «die behellegenden, enttäuschenden, deprimierenden Situationen – sie mögen nun als Ursache der Depression angesehen werden oder nicht – aufs neue zu erleben, ohne daß er über ihnen wieder in eine Depression gerät». So gesehen, meint Bodenheimer, «antizipiert der Ernst fortdauernd die Depression, ohne selbst Depression zu sein.»

Almuth Huth, München

² Almuth und Werner Huth, *Sprechstunde: Depressionen*. Gräfe und Unzer-Verlag, München 1982, 126 Seiten, DM 19,80.